

Charlotte Wiedemann

»Ihr wisst nichts über uns!«

Meine Reisen durch
einen unbekannten Islam



HERDER

Charlotte Wiedemann

»Ihr wisst nichts über uns!«

Meine Reisen durch
einen unbekannten Islam



HERDER

Charlotte Wiedemann

»Ihr wisst nichts über uns!«

Meine Reisen durch einen unbekannten
Islam

Impressum

Titel der Originalausgabe:

»Ihr wisst nichts über uns!«

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2008

ISBN (Buch): 978-3-451-03012-3

Aktualisierte und überarbeitete Ausgabe

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2012

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlagkonzeption: Agentur R•M•E Roland
Eschlbeck

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: © Thomas Grabka

ISBN (E-Book): 978-3-451-34611-8

ISBN (Buch): 978-3-451-06455-5

Inhaltsübersicht

Vorwort

Wir sind Pionierinnen, in sha' allah

Saudi-Arabien: Die Suche nach einem islamischen Weg zur Emanzipation

Paradoxe Identitäten

Iran: Eine psychologische Reise durch den doppelbödigen Alltag

Die zwei Gesichter der Scharia

Nigeria: Der Schrei nach sozialer Gerechtigkeit

Anatolische Tiger gegen Atatürks Erben

Türkei: Ein selbstbewusster Islam bedrängt die alten Eliten

Aufbruch hinter dem Vorhang

Pakistan: Wie Frauen für ihre Rechte kämpfen

Fatwa und Globalisierung

Ägypten: An der Azhar, der ältesten Universität der Welt

Karawanen der Sehnsucht

Jemen und Oman: Zwei arabische Wege in die Moderne

Wissen wo der Folterer wohnt

Ägypten II: Kampf um Bürgerrechte, nach der Revolution

Wem gehört die neue Freiheit?

Tunesien: Über Frauenrechte, Islamismus und Identität

Nachwort

Über Reisen, Respekt und Geschlecht

Dank

Vorwort

Dieses Buch öffnet ein Fenster zum realen Leben heutiger Muslime, zu ihrem Alltag, ihren Konflikten, Hoffnungen und Träumen. Ein Fenster zu einem Islam jenseits der nachrichtlichen Dauerschleife von Terror und Krieg. So unterschiedlich die Kulturen im großen geografischen Bogen zwischen Hindukusch und Sahel sind: Überall spielen sich Auseinandersetzungen ab um den Weg in die Zukunft. Und oft stehen dabei Frauen im Mittelpunkt: weil sich an ihrer Rolle die Geister scheiden und weil Frauen häufig die entschiedensten Protagonistinnen der Veränderung sind, ob in Pakistan, in Saudi-Arabien oder im Jemen.

Die Berichte von meinen Reisen, die ich meist als Autorin für DIE ZEIT oder für GEO unternehme, sind auch ein Plädoyer: dafür, dass wir uns bewusst werden, wie verengt unsere Wahrnehmung der sogenannten »islamischen Welt« ist – und wie wir uns selbst damit schaden. In verhängnisvoller Egozentrik starren wir fast ausschließlich auf eine kleine Minderheit von Muslimen, die uns, den Westen, zu bekämpfen scheint. Wir blenden die Mehrheiten aus, wir blenden aus, mit welcher Leidenschaft Muslime um das Gesicht ihrer eigenen Gesellschaften ringen, auch um die Rolle der Religion.

Gesellschaft? Das Wort scheint reserviert für unsere Kultur, für westliche, säkulare Zivilität – als gäbe es in islamischen Ländern keine Werte, die den unseren ähneln, keine Vorstellung von Glück, das unserem verwandt wäre. Bürger, das sind nur wir; sie sind Muslime: das Fremde, das Andere schlechthin. Dieses Buch erzählt von muslimischen Bürgern, von islamischer Zivilgesellschaft. Ich meide auf meinen Reisen die Amtsstuben und die Konferenzsäle, ich suche nach den inoffiziellen Gesichtern

der Länder. In Schulen und Universitäten ebenso wie in Bauernhöfen. In Frauenzentren und Zeitungsredaktionen, bei Anwältinnen und Menschenrechtlern. Und zu Hause bei Familien.

Den politischen Aufbruch treiben meist nicht jene säkularen Muslime voran, die in westlicher Wahrnehmung als einzig vertrauenswürdig gelten, sondern gemäßigt Religiöse. Nahezu alle engagierten Bürger in meinen Berichten sind religiös, schöpfen aus islamischer Ethik. Die Gleichsetzung von säkular und demokratisch greift zu kurz, das zeigt sich nicht nur in der Türkei. Die »Kopftuchmädchen« haben mich in vielen Ländern Respekt gelehrt.

Weil wir die Heterogenität muslimischen Lebens unterschätzen, übersehen wir auch eine Modernität, die sich in Individualismus und Zerrissenheit ausdrückt. Ganz im Gegensatz zum monochromen Bild vom Gottesstaat ist der Iran zweifelsohne eine Gesellschaft: nämlich ein schwer überschaubares, anstrengendes Puzzle von Verhältnissen, Stimmungen, Beziehungen, Lebensgefühlen und Psychosen.

Je näher man sich mit der Vielfalt islamischer Lebenswelten vertraut macht, desto mehr relativiert sich die Ansicht, im Islam der Gegenwart dominierten allein rückwärtsgewandte Kräfte. Viele der Menschen, die in diesem Buch vorkommen, mögen nach hiesigen politischen Kriterien nicht progressiv sein – aber im Kontext ihrer Gesellschaft gehen sie vorwärts, suchen einen Ausweg aus der Misere ihres Landes oder ihrer sozialen Schicht. Im Norden Nigerias entstand die Forderung nach Einführung der Scharia aus der Hoffnung auf soziale Gerechtigkeit und auf eine saubere Justiz. Das Neue schlägt Funken, selbst dort, wo uns Archaisches schreckt.

Die großen demokratischen Aufstände des arabischen Frühlings, in Tunesien beginnend, haben sich vielerorts schon vorher angekündigt: mit den kleineren Kämpfen um Würde und um politische Teilhabe. Nur wollte der Westen

davon lange nichts wissen. Die Jemenitin Tawakkol Karman, im Herbst 2011 mit dem Friedensnobelpreis geehrt, lernte ich kennen, als sie gerade ihre ersten politischen Schritte machte: Eine junge Journalistin, die zugleich Mitglied einer gemäßigt-islamischen Partei ist und für Pressefreiheit kämpft. Einige Jahre später steht sie in der ersten Reihe, als sich im Jemen Hunderttausende gegen den Präsidenten erheben.

In den islamischen Ländern deuten die Hinweisschilder zur Zukunft eben nicht unbedingt nach Westen. Demokratie ja – aber diese Gesellschaften werden ihre eigenen Modelle hervorbringen. Das braucht Zeit. In Ägypten besuchte ich nach der ersten Revolution die Protagonisten einer zweiten Revolution: Sie arbeiten daran, Jahrzehnte der Diktatur zu entwurzeln, auch in der Mentalität ihrer Landsleute. In Tunesien erlebte ich, welche Herausforderung die gerade gewonnene Freiheit bedeutet, wenn sich Laizisten und Religiöse auf einen neuen Konsens für ihr Land verständigen müssen. Noch nie war die islamische Welt so farbig und so spannend wie heute.

Wir sind Pionierinnen, in sha'allah

Saudi-Arabien: Die Suche nach einem islamischen Weg zur Emanzipation

Die Sandsäcke da draußen, die bewaffnete Wache und die versenkbare Straßensperre, das ist alles nicht der Rede wert. Nur die übliche Angst vor Anschlägen. Das Erstaunliche ist hier drinnen: eine Redaktion, in der sich Männer und Frauen niemals begegnen.

Voilà, dies ist Saudi-Arabien.

Al-Riyadh, die größte Tageszeitung des Landes, hat zwei Eingänge; durch den einen gehen jeden Tag ungefähr 300 Männer, durch den anderen zwölf Frauen. Ihre überladenen Schreibtische und überquellenden Pinnwände sehen aus wie in jeder beliebigen Redaktion der Welt – nur verkehren diese Journalistinnen mit den Männern drüben ausschließlich per Telefon, E-Mail oder Fax. Einen Grund zur Klage sehen sie darin nicht, im Gegenteil. »Wir nutzen die Technik zu unserem Vorteil«, sagt Bareah al-Zubeedy. Sie schreibt über Wirtschaft und Politik, seit 13 Jahren schon; eine Frau von unaufgeregtem Selbstbewusstsein.

Die Trennung der Geschlechter ist in Saudi-Arabien so strikt wie in keinem anderen islamischen Land, und ganz besonders strikt ist sie in Riad, der Hauptstadt. Als Europäerin, die daran gewöhnt ist, dass der öffentliche Raum allen gehört, fühlte ich mich in dieser Stadt im ersten Moment wie enteignet: Ich war nirgendwo vorgesehen. Nicht in der schönen Lobby meines Hotels, nicht in den schicken Cafés um die Ecke, nicht auf der Straße und nicht in den milden Strahlen von Riads Wintersonne. Alles Öffentliche, Offene, Luftige ist ein

männlicher Ort, ein rot-weiß markierter Ort, so rot-weiß wie die arabischen Tücher der Männer.

Den Journalistinnen von »al-Riyadh« ist die Eifersucht, es den Männern gleichtun zu wollen, fremd. Und sie verspüren wenig Lust, über Geschlechtertrennung zu diskutieren. Das seien doch Äußerlichkeiten. Ihnen geht es um ihre Arbeit, um Qualität, um Anerkennung.

»Früher wollten die Männer in den Ministerien nicht einmal am Telefon mit mir reden. Vieles hat sich verändert«, sagt Bareah. »Es wird heute akzeptiert, dass eine Journalistin auch draußen recherchieren muss.« Eine Kollegin, die für eine Reportage fünf Tage in abgelegenen Wüstengebieten verbrachte, wurde von ihrem Bruder begleitet. Gibt es nicht für alles eine Lösung? Im Zimmer der Autorin hängt die Reportage hinter Glas, sie wurde mit einem Preis ausgezeichnet, alle stehen stolz davor, und irgendwie versteht man in diesem Moment, dass es Wichtigeres gibt als die Frage, warum sich eine gestandene Mutter von vier Kindern von ihrem Bruder begleiten lassen musste.

Die Protagonistinnen dieser Erzählung sind pragmatische Heldinnen. Sie erkämpfen sich Freiräume, wo wir gar keinen Raum sehen. Sie erwarten Respekt, nicht Mitleid. Und sie entziehen sich westlichen Stereotypen von Emanzipation. Anders als viele saudische Frauen verschleiert Bareah, die Wirtschaftsredakteurin, nicht ihr Gesicht. »Niemand kann mich dazu zwingen.« Aber als ich sie hinter ihrem Schreibtisch fotografieren möchte, hängt sie sich plötzlich mehrere Lagen schwarzen Stoff übers Gesicht. Für ein Massenpublikum ausgestellt zu werden, für eine Masse unbekannter Männer, das erscheint ihr wie ein Angriff auf ihre Intimsphäre.

Als Bareah vor 13 Jahren mit den ersten Artikeln begann, war ihr Vater entsetzt: »Du verdirbst den Ruf der Familie!« Da sie nicht beeindruckt war, lief er zum Schwiegersohn: »Halte du sie zurück!« Schließlich verlangte er von ihr: »Schreib wenigstens nicht unter

unserem Familiennamen!« Also zeichnete sie nur mit Erst- und Zweitnamen: Bareah Ibrahim. Später, als sie anerkannt war, besann sich der Vater. »Möchtest du nicht vielleicht unter unserem Familiennamen schreiben?«, lockte er. »Warum sollte ich?«, entgegnete sie. »Nun kennt man mich so.«

Sie muss zu einem Termin; draußen wartet ihr Wagen, am Steuer sitzt ihr sudanesischer Fahrer. Eine Frau darf in Saudi-Arabien nicht Auto fahren. Dabei ist Riad eine Autostadt pur, ein amerikanisch anmutendes Stadtgebilde mit vier Millionen Einwohnern und schnurgeraden, überbreiten Straßen, die bis zum Horizont über ein brettflaches Wüstenplateau kriechen. Fußgänger sind hier nicht vorgesehen, und schon gar keine umherschweifenden Frauen. Eine Frau bewegt sich von Punkt A nach Punkt B mit ihrem Mann, mit ihrem Fahrer, äußerstenfalls in einem Taxi.

Das Fahrverbot produziert einen der vielen bizarren Widersprüche im saudischen Sittenkosmos: Wohlhabende Frauen verbringen jeden Tag Stunden mit einem fremden Mann auf engstem Raum. Die meisten Fahrer sind Ausländer, Gastarbeiter; aus Sicht eines saudischen Mannes zählen sie nicht ganz, verwandeln sich für die Dauer der Arbeitszeit quasi in moderne Eunuchen.

Das Fahrverbot ist plakativ, demütigender ist anderes: So alt eine saudische Frau auch werden mag, sie wird gesetzlich nie voll mündig. Will sie allein außer Landes reisen, muss sie am Flughafen auf einer gelben Karte das schriftliche Einverständnis eines männlichen Verwandten vorzeigen, in der Regel ihres Vaters oder Ehemanns. Gegen den Willen dieses sogenannten Vormunds kann sie kein Haus mieten, keinen Personalausweis beantragen, keine Operation vornehmen lassen.

Und trotzdem gibt es Frauen, die eine Universität leiten oder einen Betrieb. Und eine hat sogar fliegen gelernt, obwohl sie nicht fahren darf.

Saudi-Arabiens erste Pilotin ist gerade in Mekka. Dort dürfen Nicht-Muslime nicht hin, also reden wir nur am Telefon. Von einem Foto kenne ich ihr Gesicht, es wirkte recht lieb; die Stimme dazu klingt rau und ein wenig burschikos. »In sha' allah«, sagt sie, so Gott will, »bin ich eine Pionierin«, und ehe ihre Stimme einen Punkt hinter diese Hoffnung setzt, sagt Hanadi Zakarya Hindi noch einmal: »In sha' allah.« Die fromme 27-Jährige hat ihre Ausbildung in Jordanien absolviert, sie wurde finanziert vom mächtigsten Unternehmer Saudi-Arabiens, Prinz Walid bin Talal, einem Spross der Königsfamilie mit reformerischen Ambitionen. Wenn die junge Pilotin die Grenze ihres Landes überfliegt, muss sie eine schriftliche Erlaubnis des Vaters dabei haben – schließlich ist sie im Cockpit eine allein reisende Frau! Hanadi scheint sich mit solchen Abstrusitäten nicht beschäftigen zu wollen; sie ereifert sich nicht, sondern sagt nur: »Ich liebe das Fliegen. Andere Frauen werden mir folgen. Und die Zukunft wird viele Veränderungen bringen, in sha' allah.«

Selbstbewusst, gebildet und hartnäckig – das ist die andere, die wenig bekannte Seite der saudischen Frauen. Etwa 400 000, rund zehn Prozent der weiblichen Erwachsenen, sind trotz aller Hindernisse berufstätig, vor allem in Schulen, Krankenhäusern und in der Verwaltung. Dort fällt die Trennung der Geschlechter leichter – und die Trennung schafft wiederum Jobs: Mädchen brauchen Lehrerinnen, Patientinnen brauchen Ärztinnen. Es gibt Geschäfte, Bankschalter, Internetcafés, Fotostudios für »Ladies only«, und in Riads teuerster Shopping-Mall, dem »Kingdom Tower«, darf eine Etage nur von Frauen betreten werden. »Das Königreich der Frauen« wird von weiblichem Sicherheitspersonal bewacht.

Aber warum überhaupt Geschlechtertrennung? Diese Frage ist nicht in einem Satz zu beantworten. Ein sexualisierter Blick auf die Frau und die geheime Angst vor ihrer Sexualität, vor ihrer Macht, das verbindet die Forderung nach Segregation in unterschiedlichen

islamischen Kulturen. Doch die Lebenswelt einer Analphabetin in einem ärmlichen Bergdorf Pakistans hat wenig gemeinsam mit der einer saudischen Akademikerin. Die Frage nach der Funktion der Geschlechtertrennung führt vielmehr mitten hinein in den seltsamen, schizophrenen Charakter dieses Landes.

Als weltgrößter Exporteur von Rohöl trumpft das Königreich auf dem globalen Spielfeld durch seine ökonomische Macht. Nach innen muss sich die Monarchie hingegen religiös legitimieren, bedrängt von einer islamistischen Opposition. Diese prangert Dekadenz und Sittenverfall an: Die Königsfamilie mit ihrem Schweif von mehreren tausend Prinzen bietet dafür genug Nahrung. Unter diesen Bedingungen dient die Geschlechtertrennung dem Königshaus zur Stabilisierung seiner Herrschaft – seht her, so islamisch-fromm regieren wir! Aber das ist nur die eine Seite.

Auf der anderen Seite möchte die Regierung die Berufstätigkeit von Frauen durchaus ausdehnen, will das Reservoir der gut Gebildeten nutzen für die sogenannte »Saudisierung« des Arbeitsmarkts. Von den 26 Millionen Einwohnern des Königreichs ist jeder Dritte Ausländer, bei den Beschäftigten sind es sogar fast zwei Drittel. König Abdallah möchte diesen Zustand ändern, will »alle Talente der saudischen Nation« nutzen. Deshalb wurde 2008 das Arbeitsrecht zugunsten von Frauen geändert: Sie brauchen keine männliche Zustimmung mehr einzuholen, wenn sie einen Job annehmen wollen.

Schließlich ist da noch die liberal-reformerische Opposition; sie will mehr Teilhabe von Frauen mit mehr Demokratie für alle verbinden. Den Ultrareligiösen gehen hingegen schon jetzt die zarten Lockerungen zu weit. So zerren alle Seiten an den Frauen – mit ihrer Rolle verknüpfen sich nahezu sämtliche Fragen nach der Zukunft, nach dem künftigen Gesicht dieser zugleich verunsicherten und stoischen Gesellschaft.

Saudi-Arabien ist ein junger Staat, gegründet erst 1932. Die arabische Moderne des frühen 20. Jahrhunderts ging an der Halbinsel vorbei, etwa jene berühmte Geste einer ägyptischen Frauenrechtlerin, die sich 1922 auf dem Kairoer Bahnhof demonstrativ den Schleier vom Kopf riss.

Kurz nach der Staatsgründung bekamen die Amerikaner die erste Ölkonzession, 1939 verließ der erste Tanker mit saudischem Öl den persischen Golf. In seinem Roman *Salzstädte* hat der Schriftsteller Abdalrachman Munif beschrieben, wie mit den amerikanischen Bulldozern eine technische und materialistische Moderne in die weltabgewandten Wadis Zentralarabiens einfiel, in eine bedächtige, im schrittweisen Takt der Karawanen lebende Stammesgesellschaft, vor deren Augen binnen Tagen eine Palme, ein Brunnen, eine Kamelstute allen Wert verloren.

Riads überbreite Straßen sind in den Schneisen seelischer Verstörung entstanden.

Seither lebt der Materialismus in widersprüchlicher Koexistenz mit einem strikten Islam. Das saudische Königshaus hatte sich im 18. Jahrhundert aus machstrategischen Gründen mit dem Wahhabismus verbunden, einer puristischen Reformbewegung. Aber erst durch Wohlstand, Verstädterung und verwestlichte Konsumgewohnheiten entstanden jene goldenen Käfige, in denen die Töchter, Ehefrauen und Mütter der Mittel- und Oberschicht aufbewahrt werden konnten – verwöhnt und behütet, kontrolliert und bewacht.

Die spiegelglatten Marmorgänge von Riads Shopping-Malls sind ihr Auslaufegehege: eine klimatisierte Halböffentlichkeit, wo schwarz-verschleierte Gestalten vor der Kulisse einer globalisierten Markenwelt eine völlig inhaltsleer wirkende saudische Identität verkörpern. Islam? Zaynab, die Tochter des Propheten, durfte auf einem Kamel von Mekka nach Medina reiten. 14 Jahrhunderte später sitzen die Urenkelinnen in den sogenannten *family sections* der Fastfood-Ketten, von der Außenwelt durch Stellwände und Milchglasscheiben getrennt, und selbst das ist streng

genommen nur an der Seite des männlichen Vormunds gestattet.

Auch »Starbucks« hat eine *family section*. Wir Frauen verschwinden hinter sandgestrahltem Glas, drinnen bedienen indische Gastarbeiter. In den *family sections* gilt wie bei den Fahrern anscheinend die Eunuchenregel. Die Atmosphäre ist angenehm, junge saudische Frauen scherzen mit den indischen Männern, sie machen Riad freundlicher.

Mein Blick hinter die Stellwände, hinter die abweisende Fassade saudischen Frauenlebens begann mit dem Kauf einer *Abaya*, der schwarzen Verhüllung. In der Boutique stellten sich ungeahnte Fragen: Schmetterlings-Stil, China-Stil, Oman-Stil? Die *Abaya* ist zu einem Modeartikel geworden, bestickt und mit Pailletten besetzt kann sie bis zu 1500 Euro kosten. Die vielen Varianten, die jetzt selbst im strikten Riad getragen werden können, gelten als Zeichen wachsender Freiheiten; die berüchtigten Religionspolizisten halten sich zurück.

Saudische Frauen sagen: Nicht die *Abaya* als solche sei entscheidend, sondern wie sie getragen wird – nämlich »auf dem Kopf« oder »auf den Schultern«. Das sind politische Chiffren: »Auf dem Kopf getragen« ist die *Abaya* ein Umhang, der die Frau zu einem formlosen Dreieck macht; so verlangen es die Ultrareligiösen. Auf den Schultern getragen gleicht die Tracht einem schwarzen Mantel und kann durchaus elegant sein.

Morgens am Tor 3 zum Frauen-Campus der König-Saud-Universität: Die Dozentinnen verschleiern sich für die wenigen Meter von ihrem Wagen bis zum Eingang. Drinnen ist die Atmosphäre wie ausgewechselt. Der Campus ist *Abaya*-freie Zone, wie überall, wo Frauen unter sich sind. Und plötzlich sieht man ein anderes Saudi-Arabien: Entspannt flaniert der weibliche Teil einer jungen Nation. Bildung ist das Billet in eine freiere Zukunft, das haben die Mädchen längst begriffen. Zugelassen an fünf von acht Universitäten stellen sie dort bereits eine knappe Mehrheit.

Das passt nicht in unser Klischeebild von Saudi-Arabien, aber es passt zum Trend in fast allen islamischen Ländern. Nur ging hier alles besonders schnell. 1970 gab es, wenn die staatlichen Angaben stimmen, gerade einmal 313 Studentinnen, jetzt sind es 49 000, plus etwa 100 000 an Frauen-Colleges.

Sechzig Prozent aller saudischen Professoren sind weiblich. Zum Vergleich: In Deutschland sind es 18 Prozent. Gelegentlich lauschen die Studentinnen auch männlichen Professoren. Sie sehen sie auf einem Bildschirm, Fragen werden per Telefon zum Männer-Campus übermittelt.

Als Hind al-Khuthaila 1971 zum Studium in die USA ging, erhob sich ihr Beduinenstamm in Aufruhr: ein Mädchen allein ins Ausland! Später wurde die elegante, sanfte Professorin der erste weibliche Dekan der König-Saud-Universität. Zu ihren zahlreichen Tätigkeiten gehört heute, das Bildungsniveau in den Golfstaaten zu evaluieren – aber wenn sie ein Flugticket buchen will, fragt der Mann im Reisebüro, wo ihr Gatte sei. Die Professorin erzählt davon mit Humor: Saudische Frauen lassen sich gegenüber Fremden selten anmerken, worunter sie leiden. Hind, Mitte fünfzig, wird von vielen Studentinnen verehrt, nicht nur wegen ihrer Karriere, auch wegen ihrer Aura freimütiger Gelassenheit. »Viele Frauen hier sind überbehütet«, sagt sie, »das hat sie verdorben.«

Gegen die ersten Mädchenschulen Zentralarabiens griffen Männer zu den Waffen; das ist erst gut vierzig Jahre her. Um den Widerstand zu besänftigen, stellte der König die Mädchenbildung unter die Aufsicht der Geistlichen – ein für Saudi-Arabien typischer Kompromiss. Das Arrangement zerbrach im März 2002, als 15 Mädchen starben: weil sie ohne Abaya nicht aus ihrer brennenden Schule fliehen durften. Das war in Mekka, der heiligen Stadt; viele im Land waren schockiert. Jetzt unterstehen die Mädchenschulen dem Staat. Doch die Geistlichen

maßen sich weiterhin die alleinige Macht an, zu definieren, was Frauen dürfen.

Beispiel Fahrverbot: Aus dem Islam ist das Verbot nicht abzuleiten, doch jeder Versuch, es aufzuheben, bleibt fruchtlos ohne den Segen der Religionsgelehrten. »Der Prophet hat gesagt: Lehret eure Kinder reiten und schwimmen. Damit waren auch die Mädchen gemeint.« Die Islam-Expertin Suhaila Zain al-Abidin doziert mit erhobenem Zeigefinger über ihrem Teeglas. »Natürlich gab es damals noch keine Autos. Aber jede Art des Transports ist für Frauen erlaubt.« Die Verfasserin von neunzig Büchern und Broschüren über den Islam verbindet den äußerlichen Habitus der frommen Muslimin – ungeschminkt und mütterlich – mit einer unschlagbaren Kenntnis aller frauenrelevanten Textstellen.

Suhaila wurde als Tochter eines Religionsgelehrten in Medina geboren, irgendwann in den vierziger Jahren, das wurde damals nicht so genau notiert. Sie lernte bis zur Universitätsreife nur zu Hause: Es gab noch keine Oberschule für ein Mädchen, und ihre Mutter hat überhaupt keine Schulbildung. Später ging Suhaila nach Kairo, studierte an der islamischen Azhar-Hochschule, wurde selbst eine anerkannte Religionsgelehrte. »Alle unsere Probleme resultieren aus unserer Kultur, aus unserer Tradition«, sagt sie. »Aber die Männer manipulieren, sie erklären die Sitten zum Bestandteil der Religion. Und die Regierung will weder mit den Geistlichen noch mit den Islamisten einen Konflikt riskieren.«

Viele Frauen können durchaus einen Wagen steuern; sie haben heimlich in der Wüste geübt oder im Ausland den Führerschein gemacht. Und für Dörflerinnen ist das Verbot stillschweigend suspendiert: weil sie Gemüse und Ziegen zum Markt bringen müssen. Warum also fügen sich Millionen Städterinnen dem absurden Verbot?

Am 6. November 1991 setzten sich 47 Frauen in Riad hinters Lenkrad und fuhren im Konvoi durch die Stadt. Es war die erste Frauenaktion der saudischen Geschichte. Die

Veteraninnen treffen sich an jedem Jahrestag; keine von ihnen konnte mehr Karriere im Regierungsdienst machen, erzählt die Pädagogin Fauziah Albakr. Sie hatte zeitweise Arbeitsverbot an der Universität, auch Reiseverbot. »Wir sind abgestempelt als die Ex-Fahrerinnen.« Besonders abschreckend habe die Veröffentlichung ihrer Namen gewirkt, die Bloßstellung. »Das hat manche Frauen mehr getroffen als die beruflichen Nachteile. Unsere ganze Erziehung zielt darauf, dass wir uns an Normen halten und den Familiennamen nicht gefährden. Keine Frau will etwas als Erste tun.« Fast zwei Jahrzehnte nach der Aktion der Pionierinnen, im Sommer 2011, entsteht endlich eine neue Bewegung: Koordiniert über Facebook setzen sich junge Frauen demonstrativ ans Steuer, und – anders als damals – setzt sich nun mancher Ehemann solidarisch auf den Beifahrersitz. Als eine Fahrerin in Riad einen Strafzettel bekommt statt verhaftet zu werden, feiert die Bewegung einen ersten Sieg.

Dennoch sind es oftmals Frauen, die am vehementesten jene Traditionen verteidigen, die sie fesseln. Einer Petition für die Aufhebung des Fahrverbots folgt sogleich eine dagegen, ebenfalls von Frauen. Verschleierte rügen Bargesichtige im Vorübergehen mit dem Satz: »Möge Gott dir deine Sünden vergeben.« Vierzig Prozent der Privatvermögen gehören Frauen; sie hätten viel Macht, wenn sie einheitlich handelten. Sie tun es nicht. Und so setzen viele Vorkämpferinnen für Frauenrechte ihre Hoffnungen ausgerechnet auf einen alten Mann: auf den König Abdullah. Als er im Jahr 2005 den Thron bestieg, traf er sich bald darauf mit Akademikerinnen, Schriftstellerinnen, Journalistinnen – ein unübersehbares Signal. Später berief Abdullah die erste Frau in die Regierung, als Vize-Ministerin für Erziehung, und jüngst ermunterte er die Ko-Eduktion an der neuen Technologie-Universität, die seinen Namen trägt. Die Uni ist international, doch ihre Regeln sind gewiss auch ein Probelauf für die heimische Sittenwelt.

Wie schwarze Stoffpakete sitzen komplett verschleierte alte Frauen auf den Wartebänken am Eingang eines Krankenhauses. Die »King Abdulaziz Medical City« im Osten Riads ist ein weitläufiger Komplex mit 5000 Beschäftigten. Die betagten Patientinnen auf den Bänken kommen vom Dorf, ihr Dialekt ist schwer verständlich. Vor der Kulisse ihrer Unbeholfenheit fällt auf, welch eine andere Welt die jungen Expertinnen im Krankenhaus verkörpern. Sie heißen Patientenbetreuerinnen und helfen den Alten, die moderne Medizin zu verstehen. Sie haben Sozialarbeit, Psychologie oder *Health Administration* studiert, sie schultern die Doppelbelastung berufstätiger Mütter und finanzieren mit einem Teil ihres Gehalts ein Hausmädchen.

Die Tür zum Büro der Patientenbetreuerinnen steht offen, damit die Hemmschwelle für Ratsuchende niedrig ist. Hinter der offenen Tür steht jedoch ein Sichtschutz: damit vorbeigehende Männer nicht in das Büro der Frauen blicken können. Zur Mittagszeit hat ein Kollege Essen in einem Restaurant besorgt; er stellt die Tüten vor dem Sichtschutz ab, von dem freundlichen Helfer sehen die Frauen drinnen nur einen rot-weißen Tuchzipfel. Kurz darauf kommt jemand, der ein Telefon reparieren soll: Er klopft, ruft vor dem Sichtschutz laut sein Begehrt, erst dann darf er eintreten.

Eine geschlechtergetrennte Arbeitswelt, wo sich die Geschlechter dennoch begegnen, ist eine schwierige Angelegenheit. Uns mögen ihre Regeln absurd erscheinen, doch es gibt Momente, in denen ich Respekt empfinde vor der Disziplin und der Hingabe, mit der Männer und Frauen diese Regeln einhalten. Später wird eine Studentin auf meine Frage, welche Qualitäten ihr künftiger Ehemann haben solle, antworten: »Ich möchte einen Mann, der anklopft. Das meine ich wörtlich.« Anklopfen bedeutet: die Sphäre der Frauen respektieren, nicht zudringlich sein.

Bitte anklopfen!, steht auf dem Zettel, den Ghada, eine Assistentin, an ihre Bürotür im Krankenhaus geklebt hat. Ihre Chefin ist eine Frau, die Direktorin des Sozialdienstes, und die Abteilung ist gemischt. Oh, das ist kompliziert! Denn zwischen dem Zimmer von Ghada und dem Büro ihrer Chefin liegt ein »Männerflur«; er misst zwar nur drei Meter, aber jedes Mal, wenn die zierliche Assistentin hinübersprintet auf ihren weichen Plateausohlen, schlägt sie für die drei Meter Flur ihren schwarzen Gesichtsschleier hinunter. Zurück im eigenen Zimmer fliegt der Schleier, zack, wieder hoch, er ist hinderlich, wenn sie flink etwas in den Aktenmappen sucht. Bevor sie wieder zurückflitzt, kann man gerade noch fragen, wie oft sie den Schleier am Tag hoch- und runterklappt, sie strahlt und ruft »Eine Million mal!«, und zack, Tuch runter, ist sie wieder auf dem Flur.

Welche Energie manche Frauen aufbringen, um ihre Berufstätigkeit mit ihren Vorstellungen von Sitte und Anstand zu vereinbaren!

Samiha al-Haydar, die Direktorin des Sozialdienstes, empfängt mich mit einer spitzen Bemerkung: »Dass ich eine gemischte Abteilung leite, ist sicher für Sie aus Deutschland besonders wichtig.« Die ewige Unterschätzung der saudischen Frauen! »Wir haben noch kein Modell für unsere Emanzipation«, sagt sie, »aber wir haben eine Identität, und das westliche Modell passt nicht zu uns.« Umstandslos kommt sie dann zu ihrem wichtigsten Thema: häusliche Gewalt. Immer wieder landen in der Ambulanz des Krankenhauses schwer misshandelte Frauen. Acht Jahre rang Samiha mit den Behörden, dann konnte sie den ersten saudischen Kriseninterventionsdienst einrichten. »Das ist mein Beitrag zur Modernisierung des Landes.« Oft schämten sich die Frauen, Hilfe zu suchen. »Weil es den Familiennamen beflecken würde. Als Mütter haben sie Angst, dass später niemand ihre Kinder heiraten will.«